

Editorial

Der Suchtmittelkonsum in der Schweiz

Th. Abelin

Skeptiker beurteilen die Erfolgsaussichten der Präventivmedizin oft als gering, insoweit als sie versucht, im Sinne der primären Prävention Krankheiten durch Ausmerzungen ihrer Ursachen zu bekämpfen. Dabei wird meist auf Misserfolge bei der Bekämpfung des Suchtmittelmissbrauchs verwiesen. Diese Skeptiker übersehen, dass die grössten Erfolge der Präventivmedizin natürlicherweise rasch vergessen werden, während die jeweils noch nicht gemeisterten Probleme die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich lenken. Es sei nur an einige Erfolge erinnert: Besiegung des Kropfes durch gesetzlich geregelte Kochsalzjodierung; Ausmerzungen der Rindertuberkulose durch Zwangsschlachtungen; Ausmerzungen verschiedener Parasitosen durch die obligatorische Fleischschau; Verringerung des Leukämie-Risikos durch Ausschaltung der Durchleuchtungsapparate im Schuhhandel aufgrund der Strahlenschutzverordnung; Verhütung gewisser Missbildungen durch Verbot des Verkaufs von Thalidomid; Verhütung von Blasenkrebs durch Verbot der Benützung gewisser in der Industrie benützter Chemikalien. Und in den letzten Jahren eine erhebliche Reduktion der Todesfälle in Verkehrsunfällen durch gesetzlich geregelte Geschwindigkeitsbeschränkungen.

Anders ist die Situation beim Genuss- und Suchtmittelkonsum, der doch die Gesundheit ebenso schädigt wie die genannten, bereits beseitigten Krankheitsursachen.

Warum ist die Situation hier anders?

Meist wird darauf hingewiesen, dass eine Verringerung des Genuss- und Suchtmittelmissbrauchs so schwierig sei, weil es hier gelte, das Verhalten von Hunderttausenden oder Millionen von Individuen zu verändern, da gesetzliche Regelungen das Problem nicht zu lösen vermöchten. Sind jedoch in der Schweiz alle gesetzlichen Möglichkeiten ausgeschöpft worden, um den Konsum an Alkohol, Tabak und Medikamenten zu reduzieren? Angesichts der intensiven Werbung für Alkoholika und Zigaretten, angesichts der im Vergleich zu anderen Ländern bescheidenen Besteuerung dieser Produkte, angesichts des rezeptfreien Verkaufs phenacethinhaltiger Medikamente muss diese Frage verneint werden.

Das vorliegende Heft der «Sozial- und Präventivmedizin» wendet sich ebenso sehr an den Gesetzgeber und den die Gesetzgebung letztlich bestimmenden Bürger wie an den üblichen Leserkreis dieser Zeitschrift. Es will ihnen vor Augen führen, wie die Probleme des Suchtmittelkonsums in der Schweiz gelagert sind, und kann damit vielleicht gewisse Richtungen für wirksame präventive Massnahmen aufzeigen.

Im ersten Artikel macht *Wüthrich* erstmals detaillierte Angaben über den Alkoholkonsum in der Schweiz bekannt (Seite 7). Um nur einige eindruckliche Befunde hervorzuheben:

- 8,2 % der Männer über 15 Jahren konsumieren täglich einen Deziliter oder mehr reinen Alkohols, z. B. 1 Liter Wein oder 2 Liter Bier.
- 14 % der Schweizer und Schweizerinnen über 15 Jahren nehmen bei ihrem üblichen Konsum soviel Alkohol innert kurzer Zeit ein, dass ein Blutalkoholspiegel von 1 Promille zu erwarten ist und sie als angetrunken auffallen.
- 28,5 % des Gesamtkonsums von Alkohol wird von Trinkern eingenommen, die täglich einen Deziliter oder mehr reinen Alkohols konsumieren, und sich damit gesundheitlich stark gefährden.
- Die 10 % der erwachsenen Bevölkerung mit dem stärksten Alkoholkonsum trinken 48 % des in der Schweiz konsumierten Alkohols.

Da die stärksten Alkoholkonsumenten einen so grossen Anteil am Gesamtkonsum haben, ist nicht zu übersehen, wie eng verknüpft das Problem des Alkoholismus mit den wirtschaftlichen Interessen ist, die mit der Herstellung und dem Vertrieb alkoholischer Getränke verbunden sind.

Ähnliches folgt aus dem zweiten Artikel, in dem, gleichsam als Nebenprodukt der Studie von *Wüthrich*, die Rauchgewohnheiten in der Schweiz analysiert werden (Seite 17). Fast zwei Drittel der in der Schweiz verkauften Zigaretten werden gemäss dieser Erhebung durch schwere Raucher von 20 oder mehr Zigaretten pro Tag geraucht. Die meisten Zigaretten dienen also nicht dem Vergnügen des sorglosen Gelegenheitsrauchers, sondern einer zu schweren Krankheiten führenden Gewohnheit, von der ein grosser Teil der Raucher sich gerne befreien würde. Ermutigend ist, dass 30 % der Männer und Frauen, die jemals Raucher waren, das Rauchen aufgegeben haben, so dass sich heute in der Schweiz über 700 000 Männer und Frauen als ehemalige Raucher bezeichnen dürfen. Dazu haben 30 % der heutigen Raucher innert 12 Monaten ernsthaft versucht, das Rauchen aufzugeben.

Vielleicht doch ein Erfolg der Präventivmedizin?

Der dritte Artikel (Seite 25) zeigt, dass Alkohol und Tabak nicht die einzigen legalen Suchtmittel sind, die erhebliche Schäden anrichten. In einer Periode von 5 Jahren verzeichnete das Eidgenössische Statistische Amt 331 Todesfälle aufgrund von Nierenerkrankungen durch Schmerzmittelmissbrauch. Die meisten Opfer sind Frauen, besonders oft verheiratet, aber kinderlos. Kein Beruf oder Industriezweig ist besonders betroffen – auch nicht die Uhrenindustrie, wie vielfach angenommen wird –, und trotz regionaler Unterschiede scheint das Problem in grossen Teilen der Schweiz zu bestehen. Präventivmassnahmen drängen sich auf, und die kritische Frage sei erlaubt, ob Aufrufe zu grösserer Wachsamkeit durch Industrie und Handel genügen, oder ob nicht gesetzliche Einschränkungen des freien Verkaufs von Schmerzmitteln angezeigt sind.

In diesem Zusammenhang ist die vierte Arbeit dieses Heftes (Seite 31) von Interesse, wird hier doch gezeigt, dass neben der Applikationsart vor allem die Frage, ob eine Droge legal oder illegal sei, das Konsumverhalten drogenabhängiger Jugendlicher entscheidend bestimmt. Illegalität mag für gewisse Drogenkonsumenten einen besonderen Reiz ausüben – für die Mehrheit werden gesetzliche Beschränkungen wohl aber eine wichtige Schranke bedeuten.

Die weiteren Beiträge sind geeignet, dieses Heft abzurunden und zu ergänzen. Die Arbeiten über Astrologie und Biorhythmen (Seiten 39 und 43) zeigen, dass das menschliche Schicksal weder in den Sternen festgelegt ist, noch unbeeinflussbar durch den Zeitpunkt der Geburt bestimmt wird. Der abergläubische Versuch, das Geschehen um Leben und Tod auf höhere Kräfte zurückzuführen, wird durch statistisch-wissenschaftliche Methoden als unbegründet aufgedeckt. Letztlich wird damit daran erinnert, dass wir es selbst massgeblich in der Hand haben, unser Schicksal zu bestimmen. Der Platz dieser Erkenntnis in einem Heft über Suchtmittelprobleme liegt auf der Hand.

Der letzte Artikel schliesslich zeigt an, dass es im Zusammenhang mit dem Problem des Suchtmittelkonsums noch wichtige grundlagenwissenschaftliche Fragen zu beantworten gilt. Während empfohlen wird, zum Schutze der Gesundheit das Rauchen ganz aufzugeben, wird zum Beispiel zugleich versucht, durch Identifikation und Entfernung der schädlichen Rauchbestandteile das Rauchen weniger gefährlich zu machen. In der Arbeit von *C. und R. Leuchtenberger* (Seite 47) wird deutlich gemacht, dass dieses Ziel noch lange nicht erreicht ist, wird doch gezeigt, dass Stoffe, die nicht zur «Teer»-Komponente des Rauchs gehören und bisher im Rauch nicht speziell reduziert worden sind, eine wichtige Rolle bei der Erzeugung von Krebs zu spielen scheinen.

Ausnahmsweise enthält dieses Heft der «Sozial- und Präventivmedizin» neben der letzten Arbeit, die in englischer Sprache erscheint, nur Beiträge in deutscher Sprache. Wir bitten unsere Leser französischer Zunge um Entschuldigung, indem wir sie auf die französischen Zusammenfassungen verweisen und hoffen, bald ein Heft präsentieren zu dürfen, das das traditionelle sprachliche Gleichgewicht unserer Zeitschrift wieder herstellt.

Adresse des Autors

Prof. Dr. med. *Th. Abelin*, Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Bern, Waldheimstrasse 18, 3012 Bern

Editorial

La consommation d'alcool, de tabac et de médicaments en Suisse

Th. Abelin

Souvent on considère la médecine préventive avec scepticisme, et ses chances de succès sont tenues pour faibles dans le cas où elle s'attache à combattre les maladies au stade de la prévention primaire, c'est-à-dire par l'élimination des facteurs étiologiques. L'exemple classique cité à l'appui d'arguments de cet ordre est fourni par les échecs de la lutte contre l'abus d'alcool, de tabac et de médicaments. Les incrédules omettent cependant une chose: il est tout naturel que les résultats les plus marquants en matière de médecine préventive soient rapidement oubliés, tandis que l'attention du public se concentre sur les problèmes non encore résolus. Nous nous bornerons à rappeler ici quelques succès: la victoire remportée sur le goître au moyen de l'addition d'iode, selon des réglementations légales, au sel de cuisine; l'élimination de la tuberculose bovine par des mesures d'abattage obligatoire; la disparition de certaines parasitoses grâce au contrôle obligatoire des viandes; la réduction du risque de leucémie par l'élimination des appareils de radioscopie dans les magasins de chaussures, basée sur des mesures légales; la prévention de malformations congénitales par l'interdiction de la thalidomide sur le marché; la prévention du cancer de la vessie par l'interdiction, dans diverses industries, d'utiliser certaines substances chimiques. Ajoutons la diminution sensible, au cours de ces dernières années, des accidents mortels de la circulation grâce aux limitations légales de vitesse.

La situation n'est en revanche pas la même en ce qui touche la consommation de stimulants et de drogues laquelle inflige pourtant à la santé tout autant de dégâts que les causes de morbidité énumérées.

Pourquoi cet état de fait?

On admet généralement que la répression des abus dans la consommation de stimulants et de drogues est particulièrement difficile parce qu'elle implique une modification du comportement de centaines de milliers d'individus et que les mesures de réglementation légale ne suffisent pas, dans ce cas, à résoudre le problème. Or la Suisse a-t-elle réellement épuisé toutes les possibilités légales pour réduire la consommation d'alcool, de tabac et de médicaments? Si l'on songe à la publicité intense dont les boissons alcoolisées et les cigarettes font l'objet, aux taxes modestes, comparativement à celles d'autres pays, qui frappent ces produits et à la vente sans ordonnance de médicaments contenant de la phénacétine, on est forcé de répondre par la négative.

Le présent fascicule de «Médecine sociale et préventive» s'adresse autant au législateur et aux citoyens qui, en dernier ressort, déterminent notre législation qu'aux lecteurs habituels de la revue. Il a pour but de situer les problèmes posés en Suisse par la consommation de stimulants et de drogues et de dégager si possible certaines directives aptes à orienter des mesures préventives efficaces.

Dans le premier article de ce numéro, *Wüthrich* donne des indications détaillées et jamais encore publiées sur la consommation d'alcool en Suisse (page 7). Pour évoquer simplement quelques données frappantes:

- 8,2% des personnes de sexe masculin âgées de plus de 15 ans consomment journalièrement 1 décilitre d'alcool pur ou davantage, soit 1 litre de vin, par exemple, ou 2 litres de bière.
- 14% des Suisses et Suissesses âgés de plus de 15 ans absorbent en peu de temps, d'une façon habituelle, une quantité d'alcool suffisante pour qu'il faille compter avec un taux sanguin de un pour mille et qu'ils doivent forcément être considérés comme étant pris de boisson.
- 28,5% de la consommation totale d'alcool sont imputables à des buveurs absorbant quotidiennement 1 décilitre d'alcool pur ou davantage, soit une quantité nettement nuisible à leur santé.
- Les 10% de la population adulte consommant le plus d'alcool absorbent 48% de la quantité totale d'alcool consommée en Suisse.

Les plus forts consommateurs d'alcool absorbant à eux seuls une part si importante de la quantité totale consommée en Suisse, il convient de souligner combien le problème de l'alcoolisme est en

corrélation étroite avec les intérêts économiques liés à la fabrication et à la vente de boissons alcoolisées.

Le deuxième article met en évidence des résultats analogues en analysant, parallèlement à l'étude de *Wüthrich*, les habitudes observées en Suisse quant à l'usage du tabac (page 17). Selon l'enquête effectuée, deux tiers, approximativement, des cigarettes vendues en Suisse sont fumées par de grands fumeurs consommant 20 cigarettes par jour ou d'avantage. On peut en déduire que la plupart des cigarettes ne servent donc pas au plaisir insouciant du fumeur occasionnel, mais à satisfaire une habitude entraînant des maladies graves et dont une importante partie des fumeurs désireraient se libérer. Il est réconfortant de noter que 30 % des hommes et des femmes qui ont été des fumeurs ont renoncé à cette habitude, de sorte qu'actuellement, plus de 700 000 personnes des deux sexes vivant en Suisse peuvent être classifiées dans la catégorie des anciens fumeurs. En outre, 30 % des fumeurs actuels ont sérieusement essayé, au cours d'une période de 12 mois, de cesser de fumer.

Peut-être faut-il tout de même voir là un succès de la médecine préventive ?

Du troisième article (page 25) il ressort que l'alcool et le tabac ne constituent pas les seules drogues légalement autorisées qui provoquent de graves dégâts. Durant une période de 5 ans, l'Office fédéral des statistiques a relevé 331 cas de décès dus à des affections rénales qui étaient la conséquence d'un abus d'analgésiques. La plupart des victimes sont des femmes et notamment des femmes mariées sans enfant. Aucune profession ni branche industrielle n'est particulièrement frappée — l'industrie horlogère pas davantage qu'une autre malgré ce qu'on pense souvent — et en dépit de variations régionales, il semble bien que ce problème concerne de vastes régions du pays. Des mesures préventives s'imposent et nous nous permettons de soulever la question critique de savoir si des appels à une plus grande vigilance des milieux industriels et commerciaux suffisent ou si des restrictions légales de la vente, aujourd'hui pour ainsi dire libre, des analgésiques ne devraient pas être envisagées.

A cet égard, le quatrième article de ce fascicule (page 31) est intéressant puisqu'il souligne le fait que le comportement et les habitudes de consommation de jeunes toxicomanes sont déterminés, outre le mode d'application, par la question de la légalité ou de l'illégalité de l'utilisation d'une drogue. L'illégalité exercerait sur certains consommateurs de drogues un attrait particulier — mais pour la plupart de la population, elle représente certainement une barrière de taille.

Les autres articles sont destinés à compléter ce numéro. Les travaux sur l'astrologie et les bio-rythmes (pages 39 et 43) tendent à démontrer que la destinée humaine n'est pas fixée par les astres ni influencée de façon irrévocable par le moment de la naissance. La tentative, relevant de la superstition, d'attribuer à des forces supérieures les événements relatifs à la vie et à la mort est dénoncée comme non fondée par des méthodes statistico-scientifiques. Enfin il est rappelé que l'orientation de notre destinée dépend dans une large mesure de nous-mêmes. Une telle affirmation est incontestablement indiquée dans une publication qui a pour thème l'abus de produits nuisibles. Le dernier article, enfin, fait apparaître qu'il subsiste encore des questions scientifiques fondamentales, qu'il s'agit de résoudre, dans le contexte des problèmes posés par la consommation de ces produits. Si, par exemple, d'une part on conseille de renoncer à fumer dans l'intérêt de la santé, les recherches se poursuivent, d'autre part, pour parvenir à rendre l'usage du tabac moins dangereux par l'identification et l'élimination des composants nocifs de la fumée. D'après le travail de *C. et R. Leuchtenberger* (page 47), il est patent que ce but est loin d'être atteint; en effet, les auteurs démontrent que certaines substances ne faisant pas partie des composants du «goudron» contenus dans la fumée et que l'on ne s'est pas, à ce jour, particulièrement efforcé de réduire, semblent jouer un rôle important dans la carcinogénèse.

Contrairement à l'habitude, ce numéro de «Médecine sociale et préventive» ne contient, à l'exception du dernier article lequel est rédigé en anglais, que des textes en allemand. Nous prions nos lecteurs de langue française de nous en excuser et de se reporter aux résumés des articles; nous espérons être bientôt à même de présenter un fascicule dans lequel le traditionnel équilibre linguistique de notre revue sera rétabli.

Adresse de l'auteur

Professeur *Th. Abelin*, Institut de médecine sociale et préventive de l'Université de Berne, Waldheimstr. 18, 3012 Berne